Vom Heldenkampf des Kreuzergeschwaders bei den Falkland-Inseln

Von Korvettenkapitän von Jorck.

Am 8. Dezember waren fünf Jahre vergangen, seit das deutsche Kreuzergeschwader bei den Falkland-Inseln unter dem schweren Kaliber weit überlegener englischer Großkampfschiffe ruhmvoll mit wehender Flagge unterging. Nach dem vernichtenden Schlage, den Graf Spee am 1. November bei Coronel den englischen Seestreitkräften zugefügt hatte, wurde er nun selbst ein Opfer der aus der Heimat entsandten feindlichen Uebermacht. Mit dem Admiral fielen seine beiden Söhne. Für ewige Zeiten wird der Name Spee eine der ruhmvollsten Erinnerungen der einst so stolzen deutschen Flotte bleiben.

Von den wenigen Ueberlebenden des Kreuzergeschwaders ist jetzt ein großer Teil aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, unter ihnen der ehemalige Navigationsoffizier des Kleinen Kreuzers „Leipzig", Kapitänleutnant Walther Köhler, dessen Schilderungen auch die nachstehende Darstellung der letzten Stunden S. M. S. „Leipzig" entnommen ist.

Der Geschwaderchef hatte mit dem Panzerkreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" das Gefecht gegen die englischen Großkampfschiffe aufgenommen und etwa 12 Uhr 50 Minuten mittags den Kleinen Kreuzern den Befehl gegeben „Wir suchen zu entkommen". Der ältere Kleine Kreuzer „Leipzig" wird jedoch von dem neuen und stärkeren Kleinen Kreuzer „Glasgow" und von den Panzerkreuzern „Cornwall" und „Kent" gestellt. „Leipzig" kann nur eine Dauergeschwindigkeit von 21 Seemeilen halten, so daß die schnelle „Glasgow" sehr bald mit ihren 15-Zentimeter-Geschützen das Feuer eröffnen kann, das von „Leipzig" mit ihren 10,5-Zentimeter-Geschützen einige Zeit darauf erwidert wird. Um 3 Uhr erhält „Leipzig" den ersten Treffer durch das Oberdeck in einen Kohlenbunker, dann folgen einige Treffer an Oberdeck, die die ersten Toten bringen und auch verschiedene Brände verursachen, die aber bald wieder gelöscht werden. Ruhig, wie bei einer „Schießübung mit eingelegten Gefechtsstörungen" funktioniert der gesamte Gefechtsmechanismus des bis ins Kleinste durchgebildeten Kreuzers unter dem Befehl des Fregattenkapitäns Haun. Von 3 Uhr 45 Minuten ab werden die Treffer häufiger. Da das Funkennetz zerstört ist, wird das Funkenpersonal für Ausfall bei der Artillerie verwendet. Kurz vor 4 Uhr setzt eine Granate die Kleiderkammer in Brand. Wahrscheinlich greift von dieser durch das Schußloch das Feuer auf die vordere Abteilung über und breitet sich unter enormer Qualm- und Flammenentwicklung rasch aus, so daß dem ersten Offizier mit seinen Leuten ein Vordringen zum Feuerherd nicht gelingt. Bis zum Sinken brennt von jetzt ab das Hinterschiff. Trotzdem können die darauf stehenden Geschütze noch bedient werden, da die Glut mit dem Winde abzieht.

Um diese Zeit werden auch der „Glasgow" mehrere Treffer beigebracht, sodaß sie es vorzieht, sich zunächst nicht weiter vorzuwagen, sondern auf ihre gepanzerten Brüder zurückgeht.

Hierdurch entsteht eine Gefechtspause. „Leipzig" muß nun aber zur Reinigung der Kessel auf 20 Seemeilen Geschwindigkeit heruntergehen. Infolgedessen nähern sich die Panzerkreuzer mit „Glasgow" jetzt schneller und „Kent" und „Cornwall" eröffnen aus ihren 15-Zentimeter-Geschützen bald das Feuer. Jetzt folgt Treffer auf Treffer.

Um 4 Uhr 40 Minuten wendet sich „Kent" der „Nürnberg" zu, dafür greift „Glasgow" wieder in das Gefecht ein. Die Geschwindigkeit fällt auf 18 Seemeilen. Um 7 Uhr muß der Artillerieoffizier dem Kommandanten melden, daß die Artillerie verschossen ist. Das Hinterschiff kann jetzt wegen des Feuers nicht mehr betreten werden. Das Personal im Munderraum ist dort eingeschlossen, sämtliche Ausgänge sind ihm versperrt.

Auf die Meldung des Artillerieoffiziers sagt der Kommandant zum Torpedooffizier: „So — nun kommen Sie dran". —

Er dreht auf den Gegner zu, sämtliche Torpedos werden verschossen, doch vermag der Engländer durch seine überlegene Geschwindigkeit sich außerhalb Torpedoschußweite zu halten. Nachdem der letzte Torpedoschuß gefallen, stellt auch der Gegner sein Schießen ein. Da dem Kommandanten keine Waffen mehr zur Verfügung stehen, andererseits die englischen Granaten das Erzeugnis deutscher Schiffsbaukunst nicht zum Sinken zu bringen vermögen, so gibt Fregattenkapitän Haun um 7 Uhr 20 Minuten den Befehl „Schiff versenken". Alle Ventile und die Schleusen der Torpedorohre werden hierauf geöffnet. Die Besatzung — infolge der schweren Verluste an Oberdeck, meistens technisches Personal — sammelt sich auf dem einzigen noch ordentlichen Deck auf dem hinteren Teil der Back (oberste Deck des Vorschiffes). An allen anderen Stellen gleicht das Oberdeck einem Trümmerhaufen, bedeckt mit Toten, Sterbenden und Verwundeten. Auch jetzt ist die Haltung der Besatzung ruhig und ernst. Von sterbenden Leuten wird verschiedentlich gefragt, ob die Flagge noch weht. Trotz der fürchterlichen Verwundungen werden höchstens Bitten um Morphium oder um Anlegen eines Notverbandes laut, aber keine Klagen. Die Unverwundeten nehmen die Grüße der Verwundeten an ihre Verwandten entgegen und verhelfen ihnen, so weit wie möglich, zu Bojen, Schwimmwesten und sonstigem Rettungsmaterial. Das ganze Hinterschiff brennt in einer einzigen, riesenhaften Flamme, so daß der untere Teil des Großmastes weißglühend wird. Als das Schiff langsam nach Backbord überholt, knickt der Mast um und stürzt über Bord. Jetzt richtet der Kommandant eine kurze Ansprache an die Mannschaft und bringt drei Hurras auf Seine Majestät den Kaiser aus. Die Besatzung stimmt hierauf das Flaggenlied an. Jeder hält sich bereit, das Schiff zu verlassen. „Cornwall" und „Glasgow" nähern sich jetzt der „Leipzig" wieder und jeder glaubt, daß nun das englische Rettungswerk beginnen wird. Aber weit gefehlt. Auf 2 bis 3000 Meter Entfernung eröffnen beide Kreuzer ein konzentriertes Feuer auf das wehrlose, brennende und sinkende Schiff. Unter der dicht gedrängt stehenden Besatzung entstehen furchtbare Verluste. Machtlos stehen die Leute diesem unbegreiflichen Tun eines bisher für ritterlich gehaltenen Feindes gegenüber. Viele springen schon jetzt über Bord, unter ihnen auch Kapitänleutnant Kretschmar, der erste Offizier, mit dem Rufe: „Ich will lieber versaufen, als dieser Bande in die Hände fallen." Die Wassertemperatur beträgt aber nur drei Grad Celsius, und alle, die jetzt über Bord gingen, treiben bald als erstarrte Körper auf den Gegner zu.

Mittlerweile ist mehr See aufgekommen, das Schiff, in das immer mehr Wasser eindringt, beginnt stärker zu schlingern, es wird diesig und dunkel, der Gegner hat das Feuer eingestellt und kommt aus Sicht. Die Ueberlebenden (etwa 24) der „Leipzig" stehen mit ihrem Kommandanten auf der Back, um den Untergang abzuwarten und das Schiff im letzten Augenblick zu verlassen.

Etwa um 9 Uhr leuchtet an Steuerbord achtern plötzlich ein Scheinwerfer der „Glasgow" auf und man liest ein Signal ab, in dem die Worte „boats" und „possible" erkennbar sind. Etwa gleichzeitig wird ein Boot in ungefähr 200 Meter Entfernung sichtbar. Als das Boot etwa 100 Meter ab ist, gibt der Kommandant den Befehl: „so, nun alle springen"! Auf das eindringlichste wird er selbst gebeten, ebenfalls über Bord zu gehen, da es klar ersichtlich ist, daß das Schiff in wenigen Minuten kentern wird, also sicher nicht mehr eine Beute des Feindes werden kann. Ruhig erwiderte Haun: „Sie wissen ja, der Kaiser hat mich zum Kommandanten dieses Schiffes gemacht, also gehe ich nicht eher von Bord, als bis es unter Wasser ist." Hierauf verabschiedet er sich von den Ueberlebenden und geht, gelassen seine Zigarre rauchend zum Kommandostand. Alle anderen Angehörigen der Besatzung springen jetzt über Bord. Als sie etwa 50 Meter vom Schiff entfernt sind, legt sich die „Leipzig" nach Backbord über, dann senkt sich das Schiff vorn plötzlich schnell, die Steuerbordschraube ragt für kurze Zeit hoch aus dem Wasser und mit schneller Fahrt und bei lautem Zischen der verlöschenden Flammen versinkt S. M. S. „Leipzig" bei wehender Flagge und mit ihr ein treuer deutscher Mann und Kommandant.

Die Kalilager außerhalb Deutschlands.

Von Fabrikdirektor W. Hüttner.

(Westfälische Zeitung.)

Das Metall Kalium, der Grundstoff unserer Kalisalze, ist durchaus kein selten vorkommendes Element. Nach Clark besteht die Erdrinde zu 2,5 v. H. aus Kalium, und man kann getrost behaupten, daß es kein Fleckchen des gesamten Erdenrundes gibt, wo nicht Kaliverbindungen anzutreffen sind. So enthält z. B. der Kalifeldspat 10—16 v. H. Glimmer, 8—10 v. H. Glaukonit, Phonolith und Trachyt 7—8 v. H. usw., aber alle diese Verbindungen enthalten das Kali an Kieselsäure gebunden und daher wasserunlöslich. Erst durch jahrelange Einwirkung der Humussäure, des Regenwassers und der Erdbodengase werden sie zerlegt und das Kali als Pflanzennahrung zur Wirkung gebracht.

Anders die deutschen Kalisalze! Sie sind durch Verdunstung von Meerwasser, also aus einer wässerigen Lösung, entstanden und daher leicht in Wasser löslich, üben also ihre düngende Wirkung in demselben Augenblicke aus, in welchem sie in das feuchte Erdreich eingestreut werden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß solche Salze einen ungleich höheren Düngerwert haben und deshalb allerorts nach ihnen gesucht wird.

Schon im Jahre 1866 wurden in den Solen der galizischen Salinen am Nordostabhang der Karpathen (Wieliczka, Bochnia, Kaluez) Kalisalze bnachgewiesen, bergmännisch aufgeschlossen und gefördert. Geologisch gehören die dortigen Lager dem Tertiär an und sind stark mit Ton usw. verunreinigt. Ihre ungleichmäßige Ablagerung und die Schwierigkeiten bei der fabrikatorischen Verarbeitung waren die Hauptursache, daß — trotz aller Bemühungen der österreichischen Regierung und ihrer Sachverständigen — ein nutzbringender Kalibergbau nicht zustande kam, und auch heute noch liefern die galizischen Werke jährlich kaum mehr als 200,000 Doppelzentner Rohsalze, eine Menge, zu deren Förderung die deutsche Kaliindustrie noch nicht einmal eines einzigen Arbeitstages bedarf.

An der Grenze von Abessynien und der italienischen Kolonie Erythräa liegt ein 80 Meter hoher Salzberg, der Monte Dolol, an dessen Fuße ein kleiner See liegt. An den Ufern dieses, aus konzentrierter Chlormagnesiumlauge bestehenden Beckens sind Kalisalze (Sylvin und Sylvinit) auskrystallisiert und werden von dort auf Kamelen zur Küste befördert. Die vorhandenen Kalimengen sind — soweit bisher bekannt wurde — sehr gering und betragen noch nicht unsere jährliche Friedenserzeugung (= 10 Millionen Doppelzentner Reinkali). Die Gewinnungs- und Beförderungskosten sind so erheblich, daß sie aller Voraussicht nach mit den deutschen Salzen in keinen Wettbewerb treten werden.

Weit wichtiger sind die in den letzten Jahrzehnten bekannt gewordenen Kalivorkommen in Spanien. Im Anschluß an die seit alters her berühmten Steinsalzwerke in der Provinz Barcelona hat man durch Tiefbohrungen abbauwürdige Carnallit- und Sylvinitlager in einer Tiefe von 700—900 Metern nachgewiesen, und internationales Großkapital ist bestrebt, ein großes Konkurrenzunternehmen zu errichten. Zunächst sei bemerkt, daß das deutsche Kalisyndikat in richtiger Voraussicht des Kommenden sich große Kalidistrikte in Spanien vertraglich gesichert hat und keinen Augenblick zögern wird, dort mit deutschen Geldmitteln und unter Anwendung aller, in jahrzehntelangem Betrieb gemachten Erfahrungen Kaliwerke zu gründen, die den unerfahrenen, ausländischen Mitbewerbern viel Sorgen bereiten dürften.

Vorläufig wissen wir, daß die katalonischen Kalilager sehr gestört und verworfen und daher bergmännisch schwer abzubauen sind. Einige Millionen Tonnen brauchbares Salz mögen wohl vorhanden sein, aber bevor diese gefördert und verarbeitet sein werden, dürfte noch mancher Tropfen Wasser dem Meere zurollen. Wirklich mächtige und hochprozentige Kalivorkommen besitzt das an Erdschätzen so überreich ausgestattete Rußland. Sie liegen ungefähr 150 Kilometer westlich vom Ural im Gouvernement Perm, und ihre ungünstige geographische Lage, der Mangel jeglicher Beförderungsmittel usw. schalten sie von vornherein für viele Jahre vom Wettbewerb auf dem Weltmarkte aus.

Große Beunruhigungen haben dagegen die mit bekannter großzügiger Reklame in die Welt hinausposaunten Kalifunde in Amerika hervorgerufen. Amerika ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, und bei seiner riesigen Ausdehnung war es nicht ausgeschlossen, daß an irgendeiner zugänglichen Stelle doch Kalisalze nach Art der deutschen Ablagerungen gefunden werden würden. Diese Hoffnung der Amerikaner hat sich bisher nicht erfüllt. Allerdings enthalten die an den Ostabhängen des Felsengebirges in den Staaten Nevada, Utah, Wyoming gelegenen Seen erhebliche Mengen Kalisalze, aber ihre Gewinnung ist mit so hohen Kosten verknüpft, daß das deutsche Kali immer in Wettbewerb damit treten kann.

Die genannten Salzvorkommen sind nicht, wie die deutschen, marinen Ursprungs, sondern durch Auslaugung der Ascherückstände entstanden, die bei den häufig vorkommenden ungeheuren Waldbränden zurückgeblieben waren. Holzasche enthält bekanntlich reichlich kohlensaures Kali (Pottasche), das durch Wasser ausgelaugt und nach den natürlichen Sammelbecken abgeführt wurde, wo es sich infolge Wasserverdunstung abschied. Solche Kalisalze eignen sich aber infolge ihrer starken alkalischen Reaktion sehr wenig zum Düngen, müssen vielmehr einer besonderen fabrikatorischen Umarbeitung unterzogen werden.

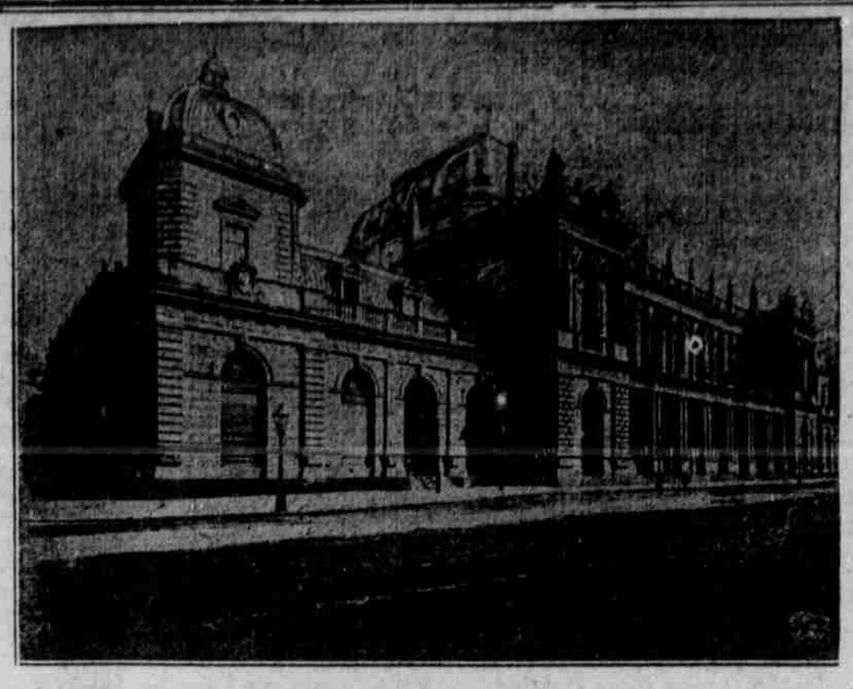
Günstiger liegen die Verhältnisse bei der Gewinnung und Verarbeitung des im Staate Utah in großen Lagern vorkommenden Alunits (Alaunstein), der einen Gehalt von 9—11 v. H. Kali aufweist und durch Rösten und Auslaugen in schwefelsaures Kalium und Aluminiumoxyd zerlegt wird. Schlechte Transportverhältnisse, hohe Herstellungskosten und vieles andere mehr haben auch diesen Konkurrenten der deutschen Kaliindustrie nicht hochkommen lassen, und man muß sich wohl oder übel mit dem Gedanken vertraut machen, daß Amerika auf lange Zeit hinaus keine bergmännisch abbaufähige Kalivorkommen besitzen wird.

Die größte Sorge und den größten Schmerz hat den Deutschen der Verlust der elsässischen Kaliwerke bereitet. Durch sie ist Frankreich tatsächlich in der Lage, ein einwandfreies, allen Anforderungen entsprechendes Kalisalz auszuführen und Deutschland empfindlichen Schaden zuzufügen. Vorläufig allerdings muß man erst jenseits der Vogesen das lernen, was die Deutschen in mühsamer fünfzigjähriger Tätigkeit ersonnen und erprobt haben, und man wird noch viel Lehrgeld zahlen müssen, bis man von einer einflußreichen französischen Kaliindustrie reden kann.

Eine Gesellschaft für Wissenschaft und Leben. Eine derartige Gesellschaft im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ist in Essen gegründet worden. Bereits vor dem Kriege waren Bestrebungen im Industriegebiet im Gange, eine enge Fühlung zwischen Theorie und Praxis für alle wissenschaftlich vorgebildeten Berufe herzustellen. Bei der neuen Gründung handelt es sich nicht um Volkserziehung, sondern um rein wissenschaftliche praktische Arbeit, um Anwendung der Wissenschaften auf das praktische Leben. Es werden Abteilungen gebildet für Volkswirtschaft, Rechts- und Verwaltungswissenschaft, Medizin, Naturwissenschaften, technische Wissenschaften, Philosophie und Geschichtskunde. An die Spitze des Vorstands wurden berufen der Leiter des Kohleforschungsinstituts in Mülheim a. d. R., Geheimrat Dr. Fischer, der Essener Oberbürgermeister Dr. Luther und Justizrat Dr. Nemy, Essen.

— Auf der feinsten Wage wägen wir die Wohltaten und Gefälligkeiten gegeneinander ab, die wir erwiesen und dafür empfangen haben.

— Das ist eine ideale Regierung: beim Gottesgnadentum des Herzens der Kaiser als Premierminister.



Die Börse in Frankfurt a. M.

Die Börse.

Von Artur Lauinger.

(„Frankfurter Zeitung".)

Die Börse — viel geschmäht einst, mißverstanden, selbst mißachtet von dem Unverstand einer vergangenen Epoche minderer wirtschaftlicher Schulung — ist in unseren Tagen der Not und der Erschütterungen dem Verständnis der Erschütterungen dem Verständnis der rückt. Der Begriff der Börse ist gleich dem des Geldwesens im weiteren Sinne, der Handels- und Zahlungsbilanz, aus Bereich und Studierstube der Volkswirtschaftler, aus den Büros der Bank- und Kaufherren auf den breiten Markt der öffentlichen Erörterung geworfen. Wir alle, als Volk, haben begonnen, wirtschaftlich, innen- und weltwirtschaftlich zu denken, wenn es auch leider bis heute für allzu Viele beim gedanklichen Erfassen geblieben ist, ohne daß jeweils die bitternotwendige Tat, die Anwendung des als zweckmäßig Erkannten in der Praxis folgen würde. Die große Krisis, die wir mit Sorgen durchschreiten, die uns aus dem harten Zwang des Friedensvertrags, aus den Kosten allen Lebensbedarfs, aus den erkalteten Schornsteinen der Fabriken, den leeren Kellern und Vorratsräumen jedes Haushaltes entgegenstarrt, hat begonnen, uns allen die Geheimnisse des wirtschaftlichen Lebens zu entschleiern. Sie lehrt uns, die bewegenden Kräfte unseres ökonomischen Daseins und seine Funktionen verstehen. Eine solche Funktion, und nicht die unwichtigste, ist die Börse. Sie ist eine Art Regulator und Ventil unserer wirtschaftlichen Maschine, an ihrem Pulsschlag vermag der Kundige die Zeit und ihre Zeichen abzulesen. Sie ist nicht der vielgelästerte „Giftbaum", an dem eine Horde wildgewordener Spekulanten herumklettert, sie ist der Markt aller volkswirtschaftlichen Werte und Kräfte, soweit sie, in die Form des Wertpapiers irgendwelcher Art — ob Aktie oder Obligation, ob Wechsel oder Banknote — gebunden, durch sie repräsentiert sind. Ohne die Börse mit ihrem amtlichen, nach strengen Maßstäben vollzogenen Ausgleich von Angebot und Nachfrage gäbe es keine zuverlässige Bewertung des deutschen, in Effekten arbeitenden Kapitals, ohne die Börse keine angemessene Befriedigung der Geldbedürfnisse von Reich, Staaten, Städten, Industriefirmen — die Börse ist ein unentbehrliches Glied im Kettengang des Umsatzes, der das Prinzip des wirtschaftlichen Lebens der Nation und der Nationen ist. — —

Freilich, die Börse ist kein vollkommenes Gebilde, sie war es nie und sie kann es nie sein, weil es Menschen sind, deren sie sich zu ihrer Arbeit bedienen muß. Menschen, mit all ihren großen und kleinen Interessen, mit Ehrgeiz und ihrer Erwerbssucht, mit ihren Fehlern und Schwächen. Zudem: diese Männer, die sich dem Börsengeschäft in irgend einer seiner vielen Formen widmen, stehen im Brennpunkt — nicht an der Quelle! — eines geschwinden, oft rasend raschen Kreislaufs des Geldes: Ursache genug, daß hier und dort die Funktion zum Eigeninteresse, zum Selbstzweck wird, daß die Hand, die der Sache (dem Auftrag und dem Interesse des Draußenstehenden) zu dienen hat, für sich selbst in die Speichen des Rades greift und den trügerischen Kampf um eigenen Geldgewinn beginnt. So stehen in den Börsenräumen, unsichtbar, zwei große Gruppen nebeneinander: die Mittler für das Interesse ihrer Klientel und die Spekulanten für den Tag und die eigne Tasche. Mit dem Wort, daß die Spekulation, auch soweit sie um der Tagesgewinne willen tätig ist, eine volkswirtschaftlich günstige Leistung — die der Verbreiterung des Marktes, der Vermehrung der Ausgleichsmöglichkeiten — vollbringt, werden die bestehenden Verhältnisse mehr beschönigt als entschuldigt. Denn es ist ethisch unerquicklich, wenn Persönlichkeiten, oft noch kaum zu Männern gereift, in kurzen Minuten enorme Summen aus dem Spiel um die Kurse ziehen, von Viertelstunde zu Viertelstunde Aktien kaufen, verkaufen und heute den Lotteriegewinn an sich ziehen, um ihn morgen wieder zerflattern zu sehen — ein peinliches Spiel, das den Einsichtigen beschämt. Hier liegen tatsächlich Mängel vor. Doch sind sie in den Börsengeschäften in der Minderzahl und sie treffen nicht die Einrichtung der Börse: sie sind nichts anderes, als was Tag um Tag sich überall vollzieht, wo Ware die Hand wechselt, wo Wagemut und der verfluchte Hunger nach Gold die Sinne schärfen, die Spekulation wecken und beflügeln. Es ist der Menschheit unaustilgbare Schwäche.

12 Uhr mittags. Langsam füllt sich der hohe Raum der Frankfurter Börse. Noch sind die Maklerschranken in des Saales Mitte leer, an den vier Wänden harren, an erhöhten Tischen, die Angestellten der Banken und Bankfirmen ihrer Chefs. Die Makler sammeln die Aufträge, die sie zum „ersten Kurse" auszuführen haben, dessen Festsetzung um 12 Uhr 15 Minuten erfolgt. Schon aber setzt lautes Leben ein: der „freie Markt" beginnt. Möglichst nahe den Telephonzellen, in denen in fieberhafter Eile die Kenntnis über die Entwicklung des Tagesgeschäftes an der Berliner und allen andern Börsen eingeholt wird, in denen die Verbindung mit der Groß- und Kleinkundschaft aufrechterhalten wird, ballt sich die Menge. Kurse kreischen auf, Hände erheben sich, in abgerissenen, Fremden unverständlichen Worten und Zahlen schrillt Angebot, Nachfrage, oft seltsam kombiniert und verschleiert. „An Sie„ — „von Ihnen": die Schlüsse folgen sich, kurze Hieroglyphen in die Notizbücher, vom Telephon stürzt (man sollte nicht glauben, wie schnell sich in solchen Augenblicken sehr behäbige und gesetzte Männer zu bewegen verstehen) der und jener in den Markt, mit neuen Kursen, mit neuem Angebot oder Nachfrage. Meist tobt sich an diesem „freien Markt" das Spiel um die Favoriten aus, die Hauptspekulationswerte. In bewegten Zeiten (wie nun seit Wochen) schnellen die Kurse sprunghaft hin und her, es gibt Tagesschwankungen selbst von hundert und mehr Prozenten. Schnell, als ob die Laune ihr Spiel triebe, wechseln wie die Kurse auch die gehandelten Werte: heute entspinnt sich ein Kampf der Kurse um den Markt der Kolonialaktien, morgen um Dollarpapiere, übermorgen um Montaneffekten. Es gibt Tage, an denen die „besetzten Werte" (Effekten von Unternehmungen, Städten usw. im besetzten deutschen Gebiet) eine besondere Rolle spielen. Oft fließen alle diese Spezialgebiete in einem Kessel zusammen und jede Uebersichtsmöglichkeit erstickt in überlautem Schreien und Drängen der Verkäufer und Käufer. Es ist eine eigenartige Sache um das Temperament, man kann darüber an der Börse keine Studien machen.

Dann verebbt, auf kurze Frist, der freie Markt: die erste offizielle Notierung beginnt. Die vereidigten Makler stehen in den Schranken und stellen, Angebot und Nachfrage abrechnend und aufteilend, die amtlichen Kurse fest. Ihre Plätze sind umlagert von den Beauftragten der Banken und Bankiers, welche die Anweisungen der Kundschaft ausführen lassen, dabei allerdings seit Ausbildung der Großbanken und damit der Abrechnung vieler Aufträge innerhalb der Banken selbst oft nur die überschießenden „Spitzen" dem Maklerausgleich überantworten. Kaum sind diese offiziellen Feststellungen erledigt, drängt wieder alles in den offenen, nichtamtlichen Verkehr. Die Makler erhalten ihre Aufträge für den 1 Uhr 15 Min. beginnenden Einheitskurs, inzwischen werden die „variablen Kurse" fortlaufend für eine bestimmte Anzahl von Wertpapieren notiert. Hin und her gehen mit dem auf- und abschwellenden Geschäft die Preise, entwickelt und verschiebt sich die „Tendenz", bis endlich, um die zwölfte Stunde, das Börsengeschäft mit der „Nachbörse" allmählich abebbt. — —

Das ist der Effektenmarkt, der in sich in eine Vielzahl von einzelnen Interessengebieten zerfällt. Der richtige Börsenbesucher sucht an jedem Markte seine regulären Kauf- und Verkaufsgeschäfte im Dienste seiner Kundschaft zu erledigen. Der typische Spekulant aber arbeitet hier und dort, er „nascht", wo sich eine Aussicht auf Gewinn ihm zu bieten scheint, ein ewig unruhiges Element. Kleinere geschlossene Märkte haben sich im Laufe der Zeit stärker herausgebildet. Etwa in der Mitte des Börsenraumes, vor den Schranken der Makler, konzentriert sich der Markt der fremden Noten und Kupons, etwas entfernt davon der Devisenmarkt, der nach freiem Verkehr durch eine offizielle Notierung gewisser Devisenpreise (noch nicht der der ehemals feindlichen Länder) abgeschlossen wird. Auch hier zeigt sich überall seit längerem ein sehr bewegtes Geschäft: die Pfund-Sterling, die Greenbacks, die Lei-Noten, Zinsscheine aller möglichen Sorten werden ausgeboten und umgesetzt.

Der offizielle Devisenmarkt, der Markt der Zahlungsmittel in ausländischer Währung, mit denen wir im Auslande einkaufen, mit denen das Ausland uns für unsere Exportgüter bezahlt, ist ein Schauplatz, der besonderes Interesse verdient. An ihm ist heute fast jede größere Firma vertreten, an ihn drängt durch die Bankiervermittlung der Einfuhrhandel, der uns die unentbehrlichsten Güter des Lebensbedarfs, die Rohstoffe zu unseren Fabriken aus dem Auslande zuführt, um die zur Bezahlung notwendigen Dollars, die Pfunde, Franken zu kaufen. An ihn liefern die Exporteure der deutschen Fabrikate den Ertrag dessen, was sie dem Ausland verkaufen; aus dem Verhältnis (leider ist es so oft ein Mißverhältnis für uns!) beider Kräfte, zu deren Wirkung noch Effekten- und Immobilienverkäufe an das Ausland, anderseits der Bedarf für Zinsen unserer Schulden, Kreditabzahlungen, Gelderfordernisse des diplomatischen und Gefangenendienstes und vieles andere mehr beitragen, entsteht der Devisenpreis. So spiegelt sich im Devisenmarkte die Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft wieder. Die Devisenmakler sind die Koryphäen der höheren Börsenmathematik, im Eiltempo rechnen sie die „Paritäten" aus, suchen die besten Kauf- und Verkaufsmöglichkeiten an den in- und ausländischen Handels- und Börsenplätzen auf, werfen ihre Angebote und Käufe international hierhin und dorthin (Arbitrage), nutzen jede Schwankung, immer die eine Hand am Telephonhörer, die andere am Bleistift auf dem Papier. Die Spezialisten dieses Marktes sind wahre Künstler, ihre Kenntnisse, ihre Beweglichkeit und Entschlußkraft wird mit Gold (d. h. heutzutage mit hochbezifferten Papierscheinen) aufgewogen. Am Devisenmarkt kostet jeder Rechenfehler unwahrscheinliche Summen. Auch hier spielt die Technik ihre Rolle. Einzelne Firmen wissen sich durch gute Organisation fortlaufend und frühzeitig über die Wechselkurse des Auslandes, denen wir mit unserer kranken Valuta folgen müssen, zu vergewissern, andere warten auf die Zeitungskurse, die ihnen den Maßstab der Bewertung geben.

So zeigt die Börse regstes Leben, auf knappste Zeitspanne zusammengepreßt. Doch erschöpft sie den Effektenverkehr nicht, von früh bis zum Abend rasseln in den Bankierstuben die Telephone, arbeitet die Post, der Telegraph, um den ganzen, großen Kreis der Umsätze einzuleiten und abzuwickeln, für die die Börse selbst, mittags und in den Abendstunden, nur den Kulminationspunkt, die persönliche Verbindung eines jeden mit allen andern Interessenten und die Möglichkeit zur amtlichen, kontrollierten Ausgleichung und Wertfestsetzung gibt.

Zur Mittagsbörse erscheinen die Leiter der Banken, die Chefs der Bankfirmen in Person. So ist es Gebrauch und so gebietet es die Bedeutung der Veranstaltung. An der Abendbörse sieht man zumeist — im Gegensatz — die „dii minores" und die „Werdenden". Dieser abendliche Markt ist eine Frankfurter Spezialität, eine alte, besondere Einrichtung der Frankfurter Effektenbörse, die ihr eine eigene Note auch gegenüber den Berliner Börsenverhältnissen gibt. In ruhigen Zeiten vollzieht sich der Abendverkehr wenig bewegt, der Handel ist, im Vergleich zur Mittagsbörse meist auf eine beschränkte Zahl von Wertepapieren begrenzt. Aber in den stürmischen Monaten, die wir jetzt durchschreiten, erfüllt auch die Abendbörse rasches Leben, die Umsätze wachsen. Der kleine Saal des Börsengebäudes, in welchem sich dem Herkommen gemäß der Abend-Effektenverkehr abspielt, wird zum Schauplatz lebhaften Getriebes. Und noch in späten Stunden gehen, auf dem Draht, die Frankfurter Abendkurse in alle Welt. Diese späte Börse wurde zum Bedürfnis — wo Stunde um Stunde die politische und die wirtschaftliche Lage Veränderungen brachten und bringen. Wo jede Drahtmeldung vom In- und Auslande neue Bewertungselemente an den Markt wirft, verlangt auch der offizielle Effektenverkehr eine Kürzung der Spanne seiner Unterbrechungen. — —

Die Börse zeigt den Pulsschlag der Zeit. Durch ihre Säle gehen alle die Stürme, die uns als Volk bewegen. Ist doch heute mehr denn je Staatskunde und Politik auf das innigste verbunden mit dem wirtschaftlichen, dem materiellen Leben unseres Volkes. So sieht eine ungeheuer erweiterte Zahl von Köpfen — es sind nicht die schlechtesten! — alltäglich auf das Geschehen an der Börse. Wenn an ihr die Zahlungsmittel fremder Länder Tag um Tag in der Bewertung hinaufgeschraubt werden, wenn das Kapital aus der herabgewerteten Papiermark in ausländische Wertpapiere, in fremde Geldnoten und Zinsscheine flüchtet, wenn ausländische Interessenten — durch Vermittlung manchmal allzu gefälliger Bankiers — hier unsere besten Effekten um ein Butterbrot aufkaufen (man erwirbt mit dem Schweizerfranken, dem englischen Pfund, dem Dollar heute so billig Besitz und Anrecht in Deutschland!), wenn in Erwartung solcher Nachfrage die Aktien der einst mit Goldmark errichteten deutschen Großindustrie weiter und immer weiter im Werte steigen, wenn jede Aktie, jeder Genußschein, jede Stadtobligation, die irgend wie als Ganz-, Halb- oder Viertelsvalutapapier in Frage kommen könnte, Phantasiepreise erlebt — so sieht Deutschland an seinen Börsen die furchtbaren Zeichen der Zeit. Und wenn der von den Zwangsordnungen gegen die Steuerflucht bedrohte Steuerhinterzieher von heute und ehedem überstürzt seine bislang verheimlichten Wertpapierschätze an den Markt bringt, um von dem jetzt eingetretenen Deponierungszwang nicht gefaßt zu werden, wenn diese Verkäufe die Kurse unserer besten Werte warfen, so zeigte das Börsenbarometer den Geist einer Zeit, die wir gerne versunken und vergessen wissen möchten.

Dem Kundigen ist die Börse mehr als ein Markt: ihm ist sie das lebendige Herz der Wirtschaft, das die Kraftströme des Blutes reguliert und durch den heute geschwächten Körper unserer Volkswirtschaft leitet. An den Zeichen der Börse lesen wir die Zeichen unserer Not und, hoffen wir, einst unserer Erneuerung ab.

Julius von Pflugk-Harttung †.

Geheimer Archivrat Prof. Dr. Julius v. Pflugk-Harttung, der vielfach verdiente Geschichts- und Urkundenforscher, Archivar am Geheimen Staatsarchiv in Berlin, ist in Berlin nach längerer Krankheit, kurz vor Vollendung des 71. Lebensjahres, verschieden. Damit hat ein Leben seinen Abschluß gefunden, das, reich an Arbeit und Erfolg, in manchen Zügen von der typischen Art der deutschen Gelehrtenlaufbahn abweicht. Als Sohn eines Gutsbesitzers zu Wernikow in der Priegnitz geboren, widmete sich Pflugk-Harttung noch dem frühen Tode des Vaters dem kaufmännischen Beruf und lernte als Leiter eines geschäftlichen Unternehmens in Hamburg und Nordamerika die Anfänge des aufblühenden deutschen Welthandels kennen. Allein den vielseitig begabten jungen Mann vermochte die kaufmännische Tätigkeit nicht auf die Dauer zu fesseln, und nachdem er 1870/71 als Einjährig-Freiwilliger am Feldzug gegen Frankreich teilgenommen, legte er nachträglich die Reifeprüfung ab und wandte sich dem Studium der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften zu. 1877 habilitierte er sich auf Anregung Bernhard Kuglers für Geschichte des Mittelalters in Tübingen, wo er neun Jahre als Dozent und außerordentlicher Professor wirkte, und folgte dann einem Rufe als Ordinarius für allgemeine Geschichte und Nachfolger Jacob Burckhardts nach Basel. Dieses Amt legte er nach dreijähriger Tätigkeit aus politischen Rücksichten nieder und lebte seitdem als Privatgelehrter in Leipzig, bis sich ihm 1903 ein neuer Wirkungskreis als Archivar am Geheimen Staatsarchiv in Berlin eröffnete.

Seine frühesten Arbeiten liegen auf dem Gebiet der mittelalterlichen Urkunden- und Quellenforschung. Der später leider aufgegebene Plan, eine große deutsche Kulturgeschichte zu schreiben, führte ihn auf das Studium der mittelalterlichen Papsturkunden. Die Ergebnisse dieser Forschungen hat er in einer seiner wissenschaftlich bedeutendsten Arbeiten, den Acta Pontificum Romanorum inedita niedergelegt, in denen er nahezu 1500 unbekannte Papsturkunden, die sich über einen Zeitraum von 1100 Jahren erstrecken, nach den in den verschiedensten Archiven verstreuten Originalen bekannt machte. In den Specimina Chartarum Pontificum Romanorum schuf er ein wissenschaftliches Prachtwerk, in welchem er nahezu 700 Schriftproben päpstlicher Urkunden nach eigenen Zeichnungen wiedergab. Sein Buch „Die Urkunden der päpstlichen Kanzlei vom 10. bis 15. Jahrhundert" hat über die Entwickelung, Organisation und Technik des päpstlichen Urkundenwesens vielfach neues Licht verbreitet.

Später wandte sich Pflugk-Harttung vorzugsweise der neueren Geschichte, in erster Linie der Kriegsgeschichte, zu und veröffentlichte eine Reihe trefflicher Werke über das napoleonische Zeitalter und die Geschichte der Freiheitskriege. Daneben begründete er das umfangreiche Sammelwerk „Heere und Flotten der Gegenwart", das freilich nicht ganz nach seinem großangelegten Plane verwirklicht worden ist. Um so größeren Erfolg hatte die unter seiner Leitung vom Ullsteinschen Verlage 1907 bis 1910 in sechs illustrierten Bänden herausgegebene „Weltgeschichte", die auf dem Grundgedanken der gemeinschaftlichen Arbeit einer Reihe von Forschern zur Darstellung des Gesamtgebietes der Geschichte beruht. Er selbst steuerte für das große Werk zwei wichtige Abschnitte aus seinem eigensten Forschungsgebiet: „Die Geschichte der Völkerwanderung und der sich an sie anschließenden Sta